

Die Würde alter Menschen

Demenzranke fristen in Heimen oft ein erbärmliches Dasein. In einer Villa in der Eifel versucht man, den Alten ein erträgliches Leben zu ermöglichen

Von Freia Peters

AUGUSTE LINDE SITZT mit verdrehten Strümpfen in ihrem Lieblingssessel und guckt verständnislos in die Luft. Wer hat Jesus verraten? Welche Stadt liegt am Rhein? Wo ist die Porta Nigra? „Machen Sie einfach ein bisschen die Augen zu, wenn Sie müde sind“, sagt die Gedächtnistrainerin. Sie streichelt Frau Linde über die weißen Locken. Dann legt die alte Dame den Kopf zurück und ruht sich aus.

„Ich glaube, es geht ihr gut hier“, sagt ihre Tochter Claudia Linde, die die Szene vom Nachbarzimmer aus beobachtet hat. „Genau wissen kann man es allerdings nicht.“

Seit verganginem Jahr spricht ihre Mutter kaum noch. Nur an guten Tagen antwortet sie auf Fragen, aber dann sagt sie meist nicht das, was man erwarten würde. „Ist alles im grünen Bereich“, antwortet sie etwa, wenn man sie fragt, was es heute zum Mittagessen gab. Oder „wer schläft, sündigt nicht“ auf die Frage, ob ihr warm genug sei.

Auguste Linde, 87 Jahre, ist demenzkrank. Im Verlauf der Krankheit nehmen Motorik und Denkvermögen langsam ab. Das Gehirn schrumpft, die Persönlichkeit verändert sich. Schon seit geraumer Zeit kann sich Frau Linde nur noch an ihren Mädchennamen „Krämer“ erinnern. Oft blicken ihre wasserblauen Augen einfach nur ins Leere. Niemand weiß, inwieweit das Siechtum im Gehirn die Seele schon befallen hat. Manchmal weiß sie nicht mehr, wozu Messer und Gabel gut sind, ein anderes Mal nennt sie ihre Tochter „Mutti“.

Anfang des Jahres zog Auguste Linde in das Seniorenzentrum „Villa am Buttermarkt“ in Adenau, einem Städtchen in der pfälzischen Eifel, in dem man das schnarrende Motorengeräusch vom benachbarten Nürburgring hört. Damals war sie mit Psychopharmaka „zugeschossen“, wie die Heimleiterin sagt, ernährt wurde sie durch eine Magensonde. Gemeinsam mit ihrem Mann hatte Frau Linde zuvor in einer Einrichtung für betreutes Wohnen gelebt. Als sich Emil Lindes Nierenkrankheit verschlimmerte, musste er ins Krankenhaus, sie kam auf die Pflegestation. Dort schrie Frau Linde und schlug um sich. Sie wurde auf ihrem Bett fixiert und künstlich ernährt. Verzweifelt suchte ihre Tochter einen anderen Heimplatz. Drei Monate später kam Auguste Linde in die „Villa am Buttermarkt“. Dieses Mal hatte sie Glück. Hier gewann sie in den vergangenen Monaten ein wenig Selbstbestimmung zurück. Ihre Mahlzeiten nimmt sie wieder selbst zu sich, Frau Linde isst gern mit den Händen, und niemand in der Villa hat etwas dagegen. Sie zieht sich selbst ihre Kleidung an, auch wenn das bedeutet, dass das ein oder andere Teil schief sitzt.

Das Seniorenzentrum in Adenau entspricht nicht der Regelversorgung der Altenpflege in Deutschland, es wurde durch eine Ausnahmegenehmigung des pfälzischen Gesundheitsministeriums möglich. Eigentlich ist das Konzept, dass es keines gibt. Wer um zehn Uhr im Bademantel frühstücken will – bitte. Es gibt keine festen Weck- und keine Waschzeiten, und überhaupt existieren so wenige Regeln wie möglich. Alles, was die Bewohner noch selbst können, sollen sie auch machen, selbst wenn das bedeutet, dass es ein bisschen länger dauert. Seit April ist die „Villa“ eines der 29 Leuchtturmprojekte des Bundesgesundheitsministeriums. Bis Ende des kommenden Jahres wird es vom Gerontologischen Zentrum der Evangelischen Fachhochschule Freiburg begleitet, um zu prüfen, ob es in die Regelversorgung mit eingebunden werden soll. Das Augen-

merk liegt dabei auf der „Pflegeoase“, einer Station innerhalb der Villa, wo Menschen mit fortgeschrittener Demenz zu siebt in einem Mehrbettzimmer liegen.

„Wir tun etwas, von dem die meisten denken, das ist unwürdig“, sagt Heimleiterin Waltraud Keuser. „Dabei sind wir letztendlich selbst auf der Suche nach einer Umgebung, in der sich altersverwirrte Menschen wohlfühlen. Wir können das nicht wissen, nur errahnen.“

Die Villa ist in drei Bereiche eingeteilt: Im „Dorf“ leben die Menschen, die noch mobil sind. Die einzelnen Zimmer reihen sich um einen großen Küchen- und Wohnbereich, der im Stil der 50er-Jahre eingerichtet ist. So wie die Bewohner es von zu Hause kennen. Viele von ihnen sind auf Eifeler Bauernhöfen groß und alt geworden. Auf dem Boden kleben Blümchenmatten, die Wände sind mit Geranien bemalt. Kaum jemand verbringt den Tag auf den Zimmern. Die Bewohner halten ihren Mittagsschlaf auf dem Sofa, sitzen am Küchentisch und schälen Äpfel oder singen vor sich hin. Eine Etage höher, „auf dem Lande“, sitzen die Bewohner fast alle im Rollstuhl. Eine Plastikkuh steht mitten im Wohnzimmer, Fuchsfelle hängen an den Wänden. Die Sinne der Bewohner sollen gefördert werden. Fast alle hier leiden an fortgeschrittener Demenz. Eine Dame betet unaufhörlich zur heiligen Maria, eine andere murmelt ohne Unterlass vor sich hin.

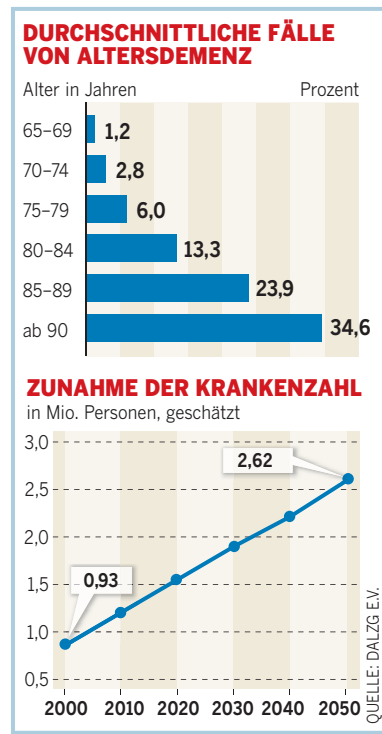
Durch eine Glastür betritt man die Oase. In einem großen hellen Raum liegen sieben Patienten mit Demenz im Endstadium. Sie können nicht mehr aufstehen und sind



„Hier spüren sie, dass es Leben gibt.“
Heimleiterin Waltraud Keuser



Die „Oase“ in der Villa in Adenau.
Jeder hat seine eigene Nische



„Im Mehrbettzimmer hat der Pfleger alle Patienten im Blick. So hat er mehr Zeit, die Bewohner zu streicheln.“ Eine Mitarbeiterin der „Villa am Buttermarkt“ bei der Pflege einer Bewohnerin

vollkommen auf fremde Hilfe angewiesen. An den Wänden hängen Tapeten mit Waldmotiven, in der Mitte des Raumes plätschert ein Springbrunnen. Jeder Patient hat eine eigene Nische für sein Bett. „Wir glauben, dass demenzkranke Menschen sowohl Ruhe als auch Nähe brauchen“, sagt Heimleiterin Waltraud Keuser, die für die Konzipierung des „Dorfes“ mehrere Innovationspreise gewann. „Im Einzelzimmer leben sie wie in einer Zelle. Hier spüren sie, dass es Leben gibt um sie herum.“

In der Fachwelt ist ein Streit um Pflegeoasen wie diese entbrannt, die nach Schweizer Vorbild konzipiert wurden. Befürworter glauben, dass hier Demenzkranke im Endstadium vor Vereinsamung geschützt werden. Gegner argumentieren, eine menschenwürdige Unterbringung ginge so verloren.

Professor Thomas Klie von der Fachhochschule Freiburg leitet die Beobachtung des Konzeptes in Adenau. Berufsbedingt steht er der Sache zunächst einmal neutral gegenüber. Der international bekannte Altersforscher macht jedoch darauf aufmerksam, wie wichtig die Entwicklung neuer Konzepte für Demenzkranke ist, deren Zahl drastisch steigen wird. Derzeit leiden etwa 1,2 Millionen Patienten darunter. Behalten die Demografen recht, wird die Zahl der Kranken in den kommenden 22 Jahren um eine Million steigen. Jedes Jahr erkranken etwa 200 000 Menschen neu. „Die heute 40- bis 60-Jährigen werden in der Zukunft nicht mehr bereit sein, allein die Pflege ihrer Angehörigen zu übernehmen. Sie werden eine höhere Bereitschaft haben, ihre Angehörigen ins Heim zu geben und auch selber ins Heim zu ziehen.“ Klie hat gut 1400 Einwohner Kassels im Alter von 40 bis 60 Jahren befragt. In der sozial schwachen Schicht ist die Pflegebereitschaft noch weit verbreitet. Im liberal-bürgerlichen Milieu hingegen nimmt sie allmählich ab. Klie befürchtet, dass für die Pflegeheime der Zukunft hauptsächlich Gewinnerwartungen maßgeblich werden. „Da kann man in Sorge sein, ob solche Heime dem Prinzip der Lebensqualität und Menschenwürde im Wesentlichen verpflichtet sind.“

Waltraud Keuser, Leiterin der Villa, muss sich von manchem Experten den Vorwurf gefallen lassen, mit ihrem Konzept Pflegeanbietern das Tor zu einem billigen Mehrbettzimmer zu öffnen. Grundsätzlich aber glaubt Professor Klie, dass „Mehrbettzimmer im eigens gestalteten Raum“ für Menschen mit fortgeschrittener Demenz eine gute Lösung sein könnten: „Es gibt Hinweise, dass das Bedürfnis Demenzkranke nach Nähe im Einbettzimmer zu kurz kommt.“ Das bestätigt eine Studie des Forschungsinstitutes Demenz Support, in der Bewohner einer ähnlichen Pflegeoase beobachtet wurden. Einige öffneten erstmals nach Monaten wieder die Augen. Andere aßen vom Löffel, nachdem sie zuvor nur Flüssignahrung zu sich nahmen.

Keuser führt die verbesserte Lebensqualität der Bewohner auch

auf das entspanntere Arbeitsklima für den Pfleger zurück. Im Mehrbettzimmer hat er alle Patienten im Blick, ist schneller da, wenn jemand Hilfe braucht, und muss nicht von Zimmer zu Zimmer hetzen. So hat er mehr Zeit, die Bewohner zu füttern und zu streicheln.

Die Mitarbeiter werden in der Villa geschult. Es kommt vor, dass sie einen Tischtennisball im Mund behalten oder auf Kabeln sitzen müssen. So sollen sie lernen, wie es sich anfühlt, wenn man ein Gebiss trägt, oder auf einem unbequemen Stuhl sitzen muss. Die Pfleger sollen den Angehörigen helfen, sich

in ihre Eltern hineinzufühlen – denn die müssen das Konzept mittragen. Oft scheitern sie daran, denn die Demenz stellt auf den Kopf, was ein Leben lang galt. Von den Eltern als Vorbild muss man sich verabschieden und akzeptieren können, dass die Mutter ohne Gebiss herumläuft oder seit Stunden auf dem Sofa sitzt. „Unsere Pfleger vermitteln, dass es den Bewohnern besser geht, wenn sie sich geben können, wie es ihnen gefällt“, sagt Keuser. „Wir empfinden es als Entmündigung, ständig hinter ihnen herzuwischen.“

In der Villa gehört es zum Konzept, auch bei den Schwerkranken die Wünsche der Patienten zuzulassen. Wenn jemand die Nahrung verweigert, wird er nicht zwangsenernährt. Dann kommt ein Ethikrat, der aus einem Palliativarzt, dem Hausarzt, Angehörigen und Fachleuten besteht, zusammen, der die Entscheidung fällt, ob der Bewohner aus dem Leben gelassen wird. Wenn ja, begleiten ihn die Mitarbeiter beim Sterben. „Wenn der Sterbende nicht mehr sagen kann, dass er Angst hat, ist das sehr schwierig“, sagt Keuser. „Wie kann man ahnen, ob es noch einen letzten

Wunsch gibt? Sie können ja nicht mehr sagen, dass sie vielleicht noch mal ein Schnäpschen trinken wollen.“ Und doch sei letztlich jeder Tod so einzigartig wie die Geburt. Manchmal passiert es, dass Bestattungsunternehmen vorfahren und den Verstorbenen mit einer Plastiktüte abholen wollen. Die werden wieder weggeschickt. Niemand verlässt das Haus ohne einen anständigen Sarg oder heimlich durch den Seiteneingang. Claudia Linde sagt, sie könne mit einem guten Gefühl ihre Mutter hier besuchen. „Es war mir eine große Freude“, sagt Auguste Linde zum Abschied.